

**Rezension: Carmen Sitter: “Die eine Hälfte vergißt man(n) leicht!”. Zur Situation von Journalistinnen in Deutschland, Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft 1998 (Reihe: Frauen Gesellschaft Kritik; Bd. 31)**

**Susanne Kinnebrock**

**Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:**

Kinnebrock, Susanne. 1999. “Rezension: Carmen Sitter: ‘Die eine Hälfte vergißt man(n) leicht! Zur Situation von Journalistinnen in Deutschland, Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft 1998 (Reihe: Frauen Gesellschaft Kritik; Bd. 31).” *Publizistik*. Berlin: Springer. <https://doi.org/10.1007/bf03654074>.

**Nutzungsbedingungen / Terms of use:**

licgercopyright



Carmen Sitter: *»Die eine Hälfte vergisst man(n) leicht!«. Zur Situation von Journalistinnen in Deutschland.* – Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft 1998 (= Reihe: Frauen Gesellschaft Kritik; Bd. 31), 582 Seiten, 49,80 DM.

Frauen sind schon seit Jahrhunderten im Journalismus tätig. Ins Blickfeld der Kommunikationswissenschaft gerieten Journalistinnen und ihre etwas »andere« Berufssituation aber erst im Zuge der Frauenbewegung der 70er Jahre. Und obwohl seit der Küchenhoff-Studie auch wieder fast ein Vierteljahrhundert vergangen ist, hat die Geschichte der Journalistinnen bislang keine/r in Angriff genommen. Darum ist das Forschungsanliegen dieser Dissertation ein neues und interessantes – nämlich vergessene Journalistinnen der Vergangenheit wieder zu entdecken und aufzuzeigen, »wo und unter welchen Bedingungen sie arbeiteten, mit welchen Problemen sie im publizistischen Alltag konfrontiert wurden und wie die Umwelt auf diese 'Aussteigerinnen', die jenseits ihrer zugewiesenen Frauenrolle handelten, reagierte, um schließlich einen Vergleich mit der Arbeitssituation der heutigen Journalistinnen zu ziehen« (S. 5). Eine sehr umfassende Fragestellung, und vielleicht deshalb reduziert Sitter die Umweltreaktionen auf Diskriminierungen, deren Entwicklung sie aufzeigen und für die sie Erklärungsansätze finden will (S. 7).

Obwohl nicht expliziert – eine theoretische Fundierung oder Verortung der Arbeit erfolgt nicht –, orientiert sich die vorliegende Untersuchung am Gleichheitsansatz der Frauenforschung, der Benachteiligung, Minderbewertung und Diskriminierungserfahrungen von Frauen – hier Journalistinnen – thematisiert (zur Kategorisierung der Ansätze in Frauen- und Geschlechterforschung vgl. das ebenfalls in diesem Heft besprochene Buch von Elisabeth Klaus). Die Wahl dieser Perspektive birgt aber eine Gefahr: die Verengung des Blickwinkels und damit die Limitierung von Erkenntnismöglichkeiten.

Denn es stellt sich die Frage, ob durch das Nachzeichnen (schon öfter benannter) Benachteiligungen nicht der Blick auf die Handlungspotenziale von Journalistinnen verstellt wird. Immerhin ist heute jeder dritte Journalist eine Journalistin, und da dürfte es mindestens ebenso interessieren, warum sich Frauen im Journalismus trotz Erschwernissen etablieren konnten. Wie oder inwieweit setzten sie sich selbst, »ihre« Themen und »ihre« Kommunikationsstile durch? Dies sind Fragen, die der Differenzansatz der Frauenforschung nahe gelegt hätte. Und aus der Perspektive der Geschlechterforschung ließe sich fragen, unter welchen Bedingungen Journalistinnen die in der jeweiligen Zeit dominanten Geschlechterkonstruktionen für sich akzeptierten. Oder konzipierten sie immer wieder andere »Gegenentwürfe« geschlechtlicher Identität und handelten ihnen entsprechend? »Ich vergesse, daß ich eine Frau bin«, antwortete Elisabeth Noelle-Neumann auf den Hinweis, erste Frau am Redaktionstisch zu sein (S. 423). Dies zeigt, dass nicht alle Journalistinnen gängige Geschlechterkonstruktionen für sich übernehmen. Doch solche bezeichnenden Aussagen wertet Sitter nicht weiter aus, Priorität hat der Nachweis von Diskriminierungen und deren Kontinuität.

Dabei geht sie im Wesentlichen chronologisch vor, wobei Lebensumstände – v.a. Rechtssituation und Frauenleitbild –, Lebensläufe und Betätigungsfeld – v.a. Frauenzeitschriften – der Journalistinnen unterschiedlicher Epochen geschildert und daraus Rückschlüsse auf ihre »Berufssituation« gezogen werden. Im Zentrum stehen zunächst die (Mit-)Gestalterinnen der »Frauenzimmer-Journale« des 18. Jahrhunderts, die »Achtundvierzigerinnen« und die Frauenrechtlerinnen der ersten Frauenbewegung, dann die Journalistinnen der Zeit der Weimarer Republik, des Nationalsozialismus und der unmittelbaren Nachkriegszeit und zuletzt 14 heute noch tätige Journalistinnen, die für diese Untersuchung interviewt wurden.

Es gelingt Sitter nicht, gut 200 Jahre Journalistinnen-Geschichte *adäquat* aufzuarbeiten. Das liegt zunächst daran, dass die Auswahl der porträtierten Journalistinnen nicht begründet wird und äußerst willkürlich erscheint. Warum werden für das 18. und 19. Jahrhundert fast nur Frauen porträtiert, die für die Frauenemanzipation schrieben, und keine, die über vermeintliche Trivialmedien wie Familienblätter und Modezeitschriften zum Journalismus kamen? Weshalb sind elf der zwölf für die Kaiserzeit vorge-

stellten Journalistinnen Frauenrechtlerinnen mit äußerst ähnlichen Lebenswegen? Und wieso wird aus der Zeit der Weimarer Republik nur eine einzige Journalistin, Gabriele Tergit, näher vorgestellt? Warum repräsentieren das »Dritte Reich« ausschließlich Frauen, die dem Regime kritisch gegenüberstanden? Und aus welchem Grund schließlich wurden die Interviews überwiegend mit telegenen Frauen geführt, die ihre Karriere vorrangig im Rundfunk und durch die Politikberichterstattung machten, wo doch der Großteil der Journalistinnen bei Zeitungen und Zeitschriften angestellt ist und auch in ganz anderen Ressorts arbeitet? Hier drängt sich der Verdacht auf, dass die Auswahl der Porträtierten nicht nach dem Kriterium der Repräsentativität, sondern der Bekanntheit erfolgte. Bei den historischen Porträts dürfte zudem das Vorhandensein von Sekundärliteratur im Vordergrund gestanden haben – immerhin hat sich die zweite deutsche Frauenbewegung große Mühe gegeben, ihre Vorgängerinnen zu biografieren.

Nicht nur die Auswahl, auch die Qualität v.a. der historischen Ausführungen ist äußerst fragwürdig, was zunächst an zahlreichen sachlichen Fehlern liegt. Da werden dezidiert bürgerliche Frauenvereine zu Verfechtern der Interessen der Arbeiterinnen (S. 101), freie Journalistinnen großzügig befördert zu angestellten Redakteurinnen oder gar Herausgeberinnen (S. 175, S. 126, S. 129) und Nachrichtensprecherinnen zu Moderatorinnen (S. 318). Und auch Namen und Erscheinungsdauer einiger Blätter (S. 124, S. 214) erscheinen von peripherer Bedeutung, sodass – folgte man der Darstellung und hätte die »Rote Fahne« am 9.1.1919 tatsächlich ihr Erscheinen eingestellt (S. 124) – Rosa Luxemburgs viel zitierte Worte über die Revolution (»Ich war – ich bin – ich werde sein!«) eigentlich nicht veröffentlicht sein dürften.

Alles nur Petitessen? Vielleicht, denn noch ärgerlicher als diese Sachfehler sind zahlreiche ahistorische und unhaltbare Interpretationen. Implizit geht Sitter von der Gleichheit der Geschlechter aus und fordert auf dieser Grundlage gleiche gesellschaftliche Teilhabe. Die dem Differenzfeminismus zu Grunde liegende Betonung der Andersartigkeit der Frau, woraus Feministinnen keineswegs den Verzicht auf gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe ableiten, bezeichnet die Autorin als »konservativ«. Und diese Begrifflichkeit wird dann auf die verschiedenen Epochen übertragen. So wird nicht nur der Dachverband der ersten Frauenbewegung,

dessen Führung politisch immer auf linksliberaler Seite stand, wegen seines Differenzfeminismus plötzlich als »konservativ« eingestuft (S. 92), sondern auch Frauenzeitschriften, die die Sozialdemokratie oder den Liberalismus unterstützen (S. 180f.). Andere Interpretationsrahmen – z.B. historisch-politische Kontexte – werden weitgehend ausgeblendet, und in der Folge kommt es sogar zu solchen Fehlinterpretationen, dass das differenzfeministische Konzept der »geistigen Mutterschaft« in Gesinnungsverwandtschaft mit dem NS-Regime stand« (S. 132).

Die Gültigkeit der Analyseergebnisse wird weiterhin geschmälerd durch die Nonchalance, mit der von programmatischen Aussagen zur Rolle der Frau im Journalismus und Daten zur allgemeinen Berufssituation von Frauen auf die tatsächliche Berufsrealität von Journalistinnen geschlossen wird. Natürlich stehen uns seit Ende der 70er Jahre Daten ganz anderer Qualität zur Verfügung, natürlich muss die historische Berufssituation aus unterschiedlichsten Quellen mühsamst rekonstruiert werden und natürlich muss anerkannt werden, dass hier viel Material zusammengetragen worden ist. Bloß müsste bei seiner Auswertung und Interpretation historische Vorsicht walten. Es befremdet, wenn beispielsweise zwei Seiten lang ohne Beleg die verbesserten Einstiegsmöglichkeiten für Journalistinnen während des Ersten Weltkriegs beschrieben werden (S. 116f.) und etwas später zu lesen ist, dass dafür gar kein Belegmaterial existiert (S. 169). Geschlussfolgerete Aussagen stellen trotz großer Plausibilität keine historischen Evidenzen dar!

Aber nicht nur gewagte Schlüsse, auch die fehlende Quellenkritik befremdet, so z.B. die teilweise distanzlose Übernahme der NS-Diktation – z.B. »Deshalb unterstützte die nationalsozialistische Führung die rassistisch einwandfreie, d.h. vollarische Familie, die erbgesunde Kinder hervorbrachte« (S. 195) – sowie der Umstand, dass aus Proseminararbeiten nicht nur zitiert, sondern aus ihnen sogar sekundärzitiert wird (S. 40).

Als Ergebnis des »historischen« Teils lässt sich also nur mit aller Vorsicht festhalten, dass die Diskriminierung bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts im – staatlich sanktionierten – Vorentalten von Bildung und im Ausschluss von der

öffentlichen, politischen Sphäre gelegen hat. Die erste Frauenbewegung der Jahrhundertwende hat nicht nur geholfen, diese Benachteiligungen zu reduzieren, sie sorgte auch dafür, dass Frauen – zunächst als Mitarbeiterinnen an Frauenbewegungszeitschriften – verstärkt in die Öffentlichkeit und in den Journalismus drängten. Danach hat sich gezeigt, dass immer dann, wenn qualifizierte männliche Arbeitskräfte fehlten – z.B. in Kriegen oder unmittelbar danach – Frauen der Einstieg in den Journalismus erleichtert wurde. Allerdings hat sich die vertikale und horizontale Segregation – Frauen steigen im Journalismus nicht auf und werden in wenig angesehene, »frauentypische« Ressorts gedrängt – nach Rückkehr der männlichen Konkurrenz wieder eingestellt.

Es bleiben noch die Ausführungen über die Berufssituation heutiger Journalistinnen zu erwähnen. Hier werden die Ergebnisse einschlägiger Studien wenig quellenkritisch zusammengetragen, und Ähnliches gilt auch für die sehr deskriptive Zusammenfassung der Interviews. Aus den 14 Leitfadeninterviews – befragt wurden Elisabeth Noelle-Neumann, Annemarie Langens, Fides Krause-Brewer, Marianne Feuersänger, Carola Stern, Luc Jochimsen, Wibke Bruhns, Selina Riefenstahl, Susanne Kirner, Bettina Böttlinger, Marion von Haaren, Ulla Holthoff, Elke Schneiderbanger – wurden nur der biografische Hintergrund (Familie und Jugend) der Journalistinnen, ihr beruflicher Werdegang und ihre Diskriminierungserfahrungen filtriert.

Schließlich kommt Sitter zu zwei keineswegs neuen Befunden: zur Feststellung, dass Journalistinnen auch heute noch – v.a. durch das Abdängen in niedrigere Positionen und die Minderbewertung ihrer Leistungen – diskriminiert sind, und zur Hoffnung, dass eine gleiche Repräsentation von Frauen auf allen Ebenen und in allen Bereichen des Journalismus dazu führe, dass kein einseitiges Weltbild mehr verbreitet werde, sondern eines, »das jeglichen Gleichberechtigungsgrundsätzen und den tatsächlichen gesellschaftlichen Verhältnissen entspricht« (S. 515). Nach der Lektüre von über 500 Seiten bleibt die nüchterne Erkenntnis, dass die Geschichte der Journalistinnen zwar um ein paar Fußnoten bereichert, aber immer noch nicht geschrieben ist.

SUSANNE KINNEBROCK, München